

Leseprobe aus:

Sofie Cramer

All deine Zeilen



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

SOFIE CRAMER

*All deine
Zeilen*

ROMAN

Rowohlt Taschenbuch Verlag



Originalausgabe

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag,

Reinbek bei Hamburg, April 2014

Copyright © 2014 by Rowohlt Verlag GmbH,

Reinbek bei Hamburg

Umschlaggestaltung any.way, Cathrin Günther

(Abbildung: Mark Owen/Trevillion Images;

plainpicture/Mike Schaefer; thinkstockphotos.de;

Meinrad Riedo/imagebroker/vario images)

Satz aus der Arno Pro, InDesign,

bei Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin

Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978 3 499 26752 9

*Für Stefan, den Mann,
den ich immer wieder heiraten würde*



Marie

Das wird die schönste Hochzeitstorte, die das Alte Land je gesehen hat!»

Immer und immer wieder hallte dieser alberne Satz in Maries Kopf nach. Dabei war es schon etliche Monate her, dass ihre Großmutter Anneliese ihn mit der für sie typischen Selbstironie ausgesprochen hatte. Gleich nachdem Marie ihr erzählt hatte, dass Maximilian Bergmann ihr einen Antrag gemacht hatte. Statt sie zu beglückwünschen, stellte ihre Oma eine Bedingung.

Wenn sie schon nicht besonders angetan war von ihrem zukünftigen Schwiegenerkel und noch viel weniger von der «pseudoadeligen Sippe», in die Marie einheiraten würde, so bestand sie darauf, wenigstens die Hochzeitstorte beisteuern zu dürfen.

Marie erinnerte sich noch sehr genau, wie sie innerlich zusammengezuckt war, aber ihre Bedenken zu überspielen versucht hatte. Sie hatte nämlich an ihre baldige Schwiegermutter Constanze denken müssen und daran, dass diese gerne alles an sich riss. Sie würde sicher wenig begeistert sein, wenn sie erfuhr, dass ausgerechnet bei einem der Höhepunkte der Feier – dem Anschneiden der Hochzeitstorte gegen Mitternacht, gleich nach dem großen Feuerwerk – Oma Anneliese und deren Backkünste im Mittelpunkt stehen würden.

Doch jetzt erschienen Marie all diese Animositäten schrecklich banal. Heute war der Tag, an dem ihre über alles

geliebte Oma für immer die Augen geschlossen hatte. Trotz ihres mit 86 Jahren hohen Alters hatte es keine Anzeichen für ein labiles Herz gegeben. Und doch war es stehengeblieben, ausgerechnet heute, am Tag von Maries Verlobungsfeier.

Paul

Das Telefon klingelte. Paul blickte auf. Er musste eine ganze Weile auf das linierte, noch immer unbeschriebene Blatt vor ihm auf dem Schreibtisch gestarrt haben. Seine Augen brannten, und sein Genick schmerzte. Sosehr er sich auch bemühte, kein einziges Wort fand den Weg aufs Papier.

Nach dem zehnten Klingeln verstummte das Telefon endlich. Paul machte sich nicht einmal die Mühe, auf dem Display nachzusehen, wer angerufen hatte. Seine Tochter Leonie würde eher auf seinem Handy anrufen, trotzdem verspürte er den Anflug eines schlechten Gewissens. Unwillkürlich drängte sich ihm die Frage auf, ob er ein guter Vater war.

Vor gar nicht allzu langer Zeit, als sie noch eine richtige Familie gewesen waren, hatte sich Paul diese Frage nie gestellt. Doch heute verfolgte sie ihn wie lästiger Zigarettenrauch, den man nach einer Party nicht loswird.

Paul erhob sich mit einem Stöhnen, um sich aus der Küche den dritten Becher Kaffee des Tages zu holen. Dort stand noch immer das Frühstück von heute Morgen. Inken hatte es gehasst, wenn er die Milch nicht sofort dahin zurückbeförderte, wo sie hingehörte, nämlich in den Kühlschrank. Dass sie nun schon seit ein paar Stunden nutzlos auf dem Küchentresen gestanden hatte, war jetzt sogar ihm unangenehm. Er goss einen großen Schluck in seinen Kaffee und bemerkte, dass sie flockte. Angewidert schüttete er den Inhalt der Tasse in den Aus-

guss des Waschbeckens, wo sich das dreckige Geschirr von gestern und vorgestern stapelte.

Als er eine neue Packung Milch aus dem Kühlschrank nehmen wollte, musste er feststellen, dass keine mehr da war.

«Idiot!», zischte er.

Wenn Leonie morgen erneut Appetit auf ihre labberigen Cornflakes hatte, brauchte sie frische Milch. Nun musste er also noch einkaufen gehen, obwohl er ausgerechnet heute niemandem hatte begegnen wollen auf dieser kleinen Insel. Auf Amrum kannte jeder jeden, zumindest vom Sehen.

Ob er Leonie bitten sollte? Vielleicht konnte sie nach der Schule kurz beim Supermarkt vorbeigehen und ...

Aber nein! Paul schüttelte den Kopf. Heute musste er so gut funktionieren, wie er konnte, und stark sein für seine Tochter. Schließlich hatte nicht nur er genau vor einem Jahr seine Frau, sondern Leonie auch ihre Mama für immer verloren.

Marie

Marie schreckte hoch und blickte auf die Uhr. Es war bereits früher Abend. Sie lag schon seit Stunden auf dem Bett im Gästezimmer des riesigen Hauses ihrer Schwiegereltern und vermochte nicht zu sagen, ob sie geschlafen oder bloß wie gelähmt ihren Gedanken nachgegangen hatte.

Ein Klopfen holte sie zurück in die brutale Realität. Obwohl sie nicht antwortete, öffnete sich die Tür, und Marie hoffte, dass es nicht ihre Schwiegermutter in spe war.

Vergeblich. Mit betretenem Gesichtsausdruck trat Constanze zu Marie ans Bett und sagte: «Wir essen in zehn Minuten. Wenn du dich noch frisch machen möchtest ...?»

Was wie eine Frage formuliert war, kam eher einem Befehl gleich. Doch Marie war außer Stande, ihm zu gehorchen, und schwieg.

Mit hochgezogenen Augenbrauen wartete Constanze auf eine Reaktion, doch Marie blieb reglos im Kingsize-Bett liegen und blickte mit ihren verweinten Augen in Richtung Fenster, von wo aus man einen imposanten Blick auf den Elbstrand von Blankenese hatte. Der Frühling stand vor der Tür, die Dämmerung war noch nicht in Sicht.

Dennoch bekam Marie Angst vor der Dunkelheit der ersten Nacht und noch mehr vor dem Aufwachen am nächsten Morgen, an dem sich der Verlust ihrer Oma sicher noch schlimmer anfühlen würde. Denn so viel wusste Marie noch. Mit Trauer kannte sie sich aus. Als sie neun Jahre alt gewesen war, hatte sie

ihre Mutter Vera verloren. Obwohl ihr Unfalltod für alle ein monströser Schreck gewesen war, der Marie bis in die Grundfesten ihres Herzens erschüttert hatte, konnte sie sich noch gut daran erinnern, dass es ihr in den ersten Wochen danach mit jedem Tag noch schlechter ergangen war. Und das, obwohl sie stets dachte, es konnte gar nicht mehr schlimmer kommen. Immer mehr Erinnerungen an ihre Mutter und Gedanken an all die Anlässe, an denen sie ihr fehlen würde, waren ihr im Kopf herumgespukt. Das nächste Weihnachtsfest, der nächste Geburtstag, die nächste Erkältung. Alles, auch den quälenden Schulalltag, hatte sie von da an allein mit ihrem Vater durchstehen müssen. Und fast auf den Tag genau, 25 Jahre später, war das Gefühl des Schmerzes und der Ohnmacht wieder da. Maries Oma war für immer aus ihrem Leben verschwunden, die Frau, die stets versucht hatte, den Verlust ihrer Mutter so gut es ging aufzufangen.

Constanze ließ sich von Maries Schweigen nicht beeindrucken. «Du solltest eine Kleinigkeit essen! Das wird dir guttun. Und bevor wir all die Köstlichkeiten wegwerfen ... »

Marie ließ diese Bemerkung seltsam unberührt. Sie hatte sie zwar gehört, aber die Worte kamen nicht wirklich bei ihr an. Beinahe erschrocken über ihre eigene Stimme, hörte sie sich plötzlich fragen: «Wo ist Max?»

«Maximilian hat sich um das Nötigste gekümmert. Ein freundlicher Herr vom Bestattungsunternehmen war bereits hier.»

«Das heißt, sie ist nicht mehr da», flüsterte Marie.

Constanze übergang diese Äußerung und beugte sich hinunter, um die Tagesdecke aufzuheben, die Marie einfach auf den flauschigen Teppichboden geschleudert hatte. Constanze

schlug die Decke aus weißem Kaschmir aus, legte sie sauber gefaltet ans Fußende und sagte: «Maximilian wartet unten auf dich.»

Dann setzte sie sich aufs Bett, seufzte einmal tief und strich Marie eine ihrer dunkelblonden Strähnen aus dem Gesicht. Irritiert blickte sie auf. Es war ungewohnt, ihrer Schwiegermutter, oder genauer gesagt, ihrer zukünftigen Schwiegermutter, so nahe zu sein. Zwar begrüßten sie sich stets mit einer kleinen Umarmung und zwei angedeuteten Küssen auf die rechte und linke Wange. Doch diese Geste fühlte sich anders an. Vertrauter, als es ihrem Verhältnis entsprach.

Es war wohl Constanzes Art, ihr Mitgefühl zum Ausdruck zu bringen, dachte Marie. Sie ärgerte sich insgeheim, dass sie sich gegenüber Max nicht hatte durchsetzen können, nachdem Dr. Martin, ein befreundeter Arzt aus der Nachbarschaft, den Tod Annelieses bestätigt hatte. Eigentlich wollte Marie auf der Stelle nach Hause, in ihre gemeinsame Wohnung in der Hamburger Innenstadt, fahren. Doch Max hatte gemeint, sie solle sich erst mal nach oben zurückziehen und sich ausruhen.

Und nun musste Marie sich mit ihm und seinen Eltern an den Tisch setzen, obwohl ihr weder nach Essen noch nach Reden zumute war.

«Ich komme in zwei Minuten nach», versprach sie leise.

Constanze nickte zufrieden und verließ das Zimmer.

Marie atmete tief ein und hielt die Luft an. Constanzes schweres Parfüm hing im Raum. Ein Duft, der den Druck in ihrem Kopf noch verstärkte. Marie schloss ihre verquollenen, grünblauen Augen, weil sich ihr unendlich viele Fragen aufdrängten, auf die sie keine befriedigende Antwort fand.

Wie konnte das sein? Wie konnte ihre Oma einfach so gehen, ganz plötzlich, an diesem so besonderen Tag? Sie war das einzige Mitglied ihrer weit verstreuten Familie gewesen, das an der Verlobungsfeier teilnehmen sollen. Ihr Vater war wie so oft im Ausland auf Geschäftsreise unterwegs und ihren Tanten, Onkeln und Cousins hatte sie nicht zumuten wollen, gleich zwei Mal, zur Verlobungsfeier und zur Hochzeit, aus dem ganzen Land anreisen zu müssen. Schließlich sollte der große Tag schon Ende Juni, in zwölf Wochen, stattfinden. Dabei hatte Marie eigentlich keinen großen Wert auf eine Verlobungsfeier gelegt. Und auch Max war anfangs nicht begeistert gewesen, als seine Eltern anboten, eine solche ausrichten zu wollen. Marie hatte den Verdacht, Constanze und Konrad Bergmann ging es bloß darum, ihrem Ruf alle Ehre zu machen und den Erwartungen ihres Umfeldes Genüge zu tun, eine standesgemäße Feier auszurichten, wie es sich für eine Juristenfamilie gehörte, die schon in dritter Generation eine stadtbekannte Kanzlei betrieb.

Umso wichtiger war Marie die Anwesenheit ihrer Oma gewesen, als emotionale Unterstützung. Doch dann war alles anders gekommen. Maries Augen füllten sich erneut mit Tränen.

Sie hatte sich schon immer bestens mit Anneliese verstanden. Das bedeutete nicht, dass sie nicht auch gestritten hatten. Im Gegenteil. Ihre Oma war eine sehr geradlinige und ehrliche Frau gewesen, die nur schwer mit ihrer Meinung hinterm Berg halten konnte. Selten war sie einverstanden mit der Auswahl ihrer Freunde. Und auch als Marie Anneliese und Max miteinander bekannt gemacht hatte, war ihr sofort klar gewesen, dass ihre Oma kaum ein gutes Haar an ihm lassen würde.

Plötzlich musste Marie schmunzeln. Anneliese war zwar

keine Zynikerin gewesen, hatte aber stets einen Sinn für subtilen Humor gehabt. Im Grunde genommen passte ein solcher Abgang zu ihr. Vielleicht wollte sie ein Zeichen setzen, dachte Marie und schüttelte den Kopf über diesen absurden Gedanken. Doch die heutigen Ereignisse waren tatsächlich nach dem perfekten Timing eines Drehbuchs abgelaufen. Max' Vater hatte sich bereits erhoben, um die Gäste an der langen Tafel – seine große Familie und eben jene wichtigen Kollegen und Freunde aus dem Lionsclub – zu begrüßen. Nur der Platz der Großmutter der Braut war leer geblieben. Konrad hatte seine Ungeduld nicht verbergen können. Er bat Max, nach Anneliese zu suchen. Beim Empfang in der großen Eingangshalle der Villa war sie noch sehr präsent gewesen und hatte jeden Gast mit kräftigem Händedruck und leichtem Argwohn begrüßt. Danach aber war sie plötzlich unauffindbar gewesen.

Also gab Constanze ihrem Mann mit einem Blick zu verstehen, dass sie nicht länger warten sollten. Das hatte Marie genauestens beobachtet und war augenblicklich aufgesprungen, um selbst nach ihrer Oma zu sehen. Marie nahm an, dass sie auf die Toilette gegangen war, um vor dem Essen noch einmal den Lippenstift neu aufzutragen, der so wundervoll zu dem eleganten, bordeauxfarbenen Kostüm passte, das sie eigens zusammen für diesen Tag ausgesucht hatten. Doch wie sich herausstellte, war Anneliese gar nicht so weit gekommen. Marie fand sie im Kaminzimmer, in sich zusammengesunken auf einem der großen, schwarzen Ledersessel.

Dann war alles ganz schnell gegangen. Marie hatte um Hilfe gerufen, in Panik, weil sie kein Lebenszeichen hatte feststellen können. Obwohl Annelieses Gesicht ganz warm gewesen war und weich, wie immer, hatte Dr. Martin kurz darauf bestätigt,

was alle längst befürchtet hatten. Anneliese war tot, vermutlich einem Herzinfarkt oder einem Schlaganfall erlegen.

Marie seufzte tief und blickte sich noch einmal um, ehe sie aus dem Bett stieg. Sie mochte diesen leblosen Raum mit seiner lindgrünen Tapete nicht. Überhaupt war die Atmosphäre hier im Haus meist unterkühlt. Ob es an der endlosen Anzahl an Räumen lag oder an der Einrichtung mit all den antiken Möbeln und den schweren Teppichen, konnte sie nicht sagen. Sie wusste nur, dass sie sich hier nie richtig wohlfühlt hatte.

Marie schaute nun an sich hinunter, strich ihre dunkelblaue Seidenbluse glatt und fuhr sich durchs halblange Haar, um es wenigstens notdürftig zu richten. Da sie das Zimmer so ordentlich wie möglich hinterlassen wollte, schüttelte sie die Bettdecke auf, zog die Tagesdecke sorgfältig wieder darüber und strich sie glatt. Dann raffte sie eilig sämtliche benutzte Taschentücher zusammen, die glücklicherweise auf der Seite des Bodens lagen, die Constanze nicht hatte sehen können. Sie atmete noch einmal tief durch und ging schließlich auf wackeligen Beinen nach unten.

Paul

Als Paul auf den Tante-Emma-Laden am Ortsausgang von Norddorf zuging, der eigentlich «Tante-Hilda-Laden» hätte heißen müssen, weil Hilda Lindholm dort seit Jahrzehnten Lebensmittel und Souvenirs verkaufte, traf er auf eine große Gruppe älterer Herrschaften. Dass es sich um Touristen handeln musste, war nicht schwer zu erkennen: Sie stellten allesamt ihre Leihfahrräder vor dem Eingang ab, und einige von ihnen waren mit Rucksäcken und Kameras ausgestattet. Paul war erleichtert. Vermutlich hatte Hilda mit dem Andrang alle Hände voll zu tun und somit keine Chance, ihn in eines dieser Gespräche zu verwickeln, die er so unerträglich fand. Wie eine Spinne lauerte Hilda ihren Kunden auf, wobei ihr Einheimische natürlich die willkommeneren Opfer waren, wussten sie doch oft Neuigkeiten oder Inseltratsch zu berichten, den sie nur allzu gerne weitertrug.

Eigentlich wäre Paul lieber in seinen alten Volvo gestiegen, um im Nachbarort einen Großeinkauf zu machen. Doch dann hätte er noch mehr Zeit vertrödelte. Als selbständiger Bau-Ingenieur arbeitete er zurzeit für einen landwirtschaftlichen Betrieb auf dem Festland, und ihm brannte ein Entwurf unter den Nägeln, den er schon vor einer Woche hätte fertig stellen müssen.

Also musste er in den sauren Apfel beißen und bei Hilda das Nötigste besorgen. Nicht nur die Milch war ausgegangen, auch der Mirácoli-Vorrat war bedenklich geschrumpft. Und

natürlich konnte es nicht schaden, wenn Leonie auch mal wieder frisches Obst mit zur Schule nahm.

Als Paul den Laden betrat, war Hilda tatsächlich mit der langen Schlange an der Kasse beschäftigt, sodass sie zunächst nicht auf ihn aufmerksam wurde. Nach kurzem Überlegen deponierte Paul ein paar Konserven, die obligatorischen Nudeln und ein bisschen Grünzeug im Einkaufskorb. Doch als er die Kasse erreichte, musste er feststellen, dass der Rentnertrupp genauso schnell wieder verschwunden war, wie er gekommen war.

Außer ihm selbst war nur noch ein älteres Paar im Laden, das vor der Frischetheke miteinander tuschelte.

«Dich habe ich ja eine Ewigkeit nicht gesehen!», rief Hilda hochofrenut durch den ganzen Laden, und das, obwohl Paul direkt vor ihr stand. Sie musterte ihn über den Rand ihrer altmodischen Brille, deren neongelbe Kette so gar nicht mit ihrer dunkelrot gemusterten Bluse harmonierte.

«Hallo, Hilda!», grüßte er knapp und warf einen flüchtigen Blick auf seine Uhr, in der Hoffnung, sie würde diese Geste richtig zu deuten wissen.

«Jetzt ist es schon ein Jahr her, was?», sagte Hilda mit einem unüberhörbaren Seufzer.

Wie er das hasste!

Ja, seine Frau Inken war gestorben, und das viel zu früh. Doch es war ihm ganz und gar nicht recht, dass er seitdem als größter emotionaler Pflegefall der Insel galt und die Leute offenbar sehr genau beobachteten, wie er sich als alleinerziehender Vater schlug.

«Wie geht es Leonie?», fragte Hilda auch sogleich und tippte die Preise in ihre antiquierte Ladenkasse.

Paul seufzte. Für einen kurzen Moment überkam ihn die Versuchung, einfach mal die Klappe zu halten. Einfach nichts zu sagen. So tun, als wäre seine Stimme weg oder als sei er über Nacht taub, stumm oder unsichtbar geworden. Eilig stopfte er seine Einkäufe in einen alten, an den Henkeln zerschlissenen Stoffbeutel. Doch Hilda ließ nicht locker.

«Ich habe sie gestern mit dem Lütten von Monika gesehen. Süß, wie die beiden zusammen spielen», plauderte sie weiter drauflos.

Nun hielt Paul die Luft an und presste seine Lippen zusammen. Wieder einmal unternahm die Alte einen derart plumphen Versuch, ihn mit ihrer Nichte zu verkuppeln. Monika und ihr nervtötender Sohn Robin, der seine schrille Stimme von seiner Großtante geerbt hatte, wohnten in derselben Straße wie Leonie und er. Robins Vater hatte die Familie vor ein paar Jahren verlassen und war eines Tages einfach von der Insel verschwunden.

Eine durchaus verlockende Vorstellung, wie Paul fand, als er nun in Hildas neugieriges Gesicht blickte und am liebsten ebenfalls davongelaufen wäre.

«Was macht das?», fragte Paul, um die Sache etwas zu beschleunigen.

Doch Hilda stieß nur die Hände in ihre ausladenden Hüften.

«Du siehst nicht besonders gut aus, mein Junge! Wann warst du denn das letzte Mal aus?»

Paul stöhnte auf.

«Glaub mir, das ist das Letzte, woran ich momentan denke! Du weißt doch, wenn man selbständig ist, hat man eigentlich nie Feierabend und kaum Freizeit», bemühte er sich um eine höfliche Antwort.

Hilda nahm die Brille von der Nase und musterte ihn eindringlich. Paul hielt ihr einen Zwanziger hin.

Hilda schüttelte stumm den Kopf und gab ein paar Münzen Wechselgeld heraus.

Aus dem Augenwinkel sah Paul, wie sich das ältere Pärchen von der Frischetheke näherte. Das war die Gelegenheit zu entkommen.

«Einen schönen Tag noch!»

«Schick Leonie vorbei! Sie darf sich was Süßes abholen», rief Hilda ihm hinterher. Paul nickte und lächelte sie durchaus dankbar an, ehe er zügig aus dem Laden verschwand.

Als er endlich ins Freie trat, richtete sich sein Blick gen Himmel, wo keine einzige Wolke zu sehen war. Seltsam, dachte er. Schon letztes Jahr war der Tag ungewöhnlich sommerlich gewesen für Anfang April. Das Wetter passte zu Inken und ihrem Gemüt. Wenigstens ein Gedanke, den er aufschreiben konnte. Sie hatte es ihm immer wieder gepredigt, auch noch, als längst klar war, dass ihr zarter Körper keine Chance gegen die Metastasen haben würde: «Du musst dir alles von der Seele schreiben!»

Inken war nie müde geworden, Paul daran zu erinnern, wie wichtig es war, seinen Schmerz zu verarbeiten.

Auch wenn er insgeheim wusste, dass sie recht gehabt hatte, war es ihm unmöglich, etwas Sinnvolles zu Papier zu bringen. Mit Zahlen und Bauzeichnungen kannte er sich aus. Aber Buchstaben und Worte waren seiner Frau vorbehalten gewesen. Als Lehrerin für Deutsch und Englisch hatte sie nicht nur Schüler zum freien Dichten ermuntert. Auch sie selbst hatte es geliebt, Gedichte zu schreiben, für die Paul sich eigentlich nie besonders interessiert hatte.

Heute bereute er, Inken nie gesagt zu haben, wie sehr er sie für ihre Gabe bewunderte. Doch fiel es ihm noch immer unendlich schwer, in der Sammlung zu blättern, die sie Leonie hinterlassen hatte.

«Vielleicht freut Leonie sich darüber. Aber gib ihr die Gedichte erst, wenn sie sie auch versteht!», hatte sie eines Tages zu ihm gesagt, mit stets bemüht heiterer Stimme. Doch Paul wusste sehr genau, dass Inken der Gedanke, ihre Tochter nicht aufwachsen sehen zu dürfen, längst das Herz gebrochen hatte.

Marie

Die Tage bis zu Annelieses Trauerfeier waren wie im Rausch vergangen. Während Marie tagsüber viel geschlafen und sich ansonsten mit Trash-TV am Nachmittag über Wasser gehalten hatte, lag sie in den quälenden Nächten stets lange wach und starrte in die Dunkelheit. Irgendwann an diesem sehr frühen Morgen der Beerdigung musste sie aber doch eingeschlafen sein. Denn Max' Wecker hatte sie aus einem tiefen Traum gerissen.

Marie konnte sich nicht an Einzelheiten erinnern. Aber das Gefühl, mit dem sie aufgewacht war, beherrschte sie jetzt am Frühstückstisch noch immer. Es war zwar voller Traurigkeit, aber eher melancholisch als schmerzhaft. Jedenfalls nicht so schmerzhaft wie der Kummer, mit dem sie sich in den letzten Tagen aus dem Bett gequält hatte.

«Komm, Schatz, wenigstens eine Hälfte!», befahl Max und hielt ihr einen Korb mit Brötchen hin, die er nach seiner morgendlichen Joggingrunde um die Alster besorgt hatte.

Maries Magen war nur noch ein schmerzender Klumpen. Und sie konnte sich heute noch weniger vorstellen, einen Bissen zu probieren, als an den vergangenen Tagen.

Die Trauerfeier sollte am Nachmittag stattfinden, mit Beisetzung auf dem Ohlsdorfer Friedhof und anschließendem Kaffeetrinken im Café Lehmann, dem Stammlokal ihrer Oma. Sicher hatte Max recht. Sie musste etwas essen, wenn sie den Tag überstehen wollte.

Bestimmt hatte sie inzwischen ein paar Kilos verloren. Unter anderen Umständen hätte Marie sich darüber gefreut. Schließlich wollte sie in ihrem Designerbrautkleid eine gute Figur machen. Doch all das war ihr jetzt ziemlich gleichgültig. Sie umklammerte den heißen Kaffeebecher, den Max ihr reichte, fest mit beiden Händen und blickte nachdenklich aus dem Fenster. Erst als er seinen Stuhl geräuschvoll über die Marmorfliessen schob, um sich direkt vor ihr zu platzieren, sah Marie auf.

«Ich weiß, du hast sehr an ihr gehangen. Aber wenn man dich so sieht, könnte man meinen, es ist das Schlimmste, was passieren kann, dass eine 90-Jährige stirbt.»

Seine Augen funkelten wie immer gut gelaunt, als er sein markantes Kinn auf die Hände stützte und sie musterte.

«Mitte achtzig!», empörte sich Marie, winkte aber so gleich ab.

«Ich weiß ja, dass dir nicht viel an ihr lag.»

Marie bemühte sich mit einem gequälten Lächeln darum, ihre spitzen Worte etwas zu entschärfen. Es gab nämlich eigentlich gar keinen Grund, auf Max herumzuhacken. Wenn sie ihm eines nicht vorwerfen konnte, dann, dass er sich nicht gut genug um sie kümmerte. Er hatte seinen Vater gebeten, sie bis auf weiteres von ihren Aufgaben in der Kanzlei zu entbinden, und zudem alle Formalitäten rund um die Beisetzung geregelt. Dafür war Marie ihm unendlich dankbar, auch wenn sie nur stumm und staunend danebensitzen konnte, wenn Max am Telefon professionell und emotionslos über Dinge sprach, die sie selbst zutiefst erschütterten: ob es ein normales Begräbnis oder eine Urnenbeisetzung geben sollte, welche Kleidung und Schuhe Anneliese tragen, aus welchem Holz der Sarg be-

schaffen sein sollte, welche Gäste zur Trauerfeier eingeladen werden würden und ob es eine testamentarische Verfügung darüber gab, wie das Ganze vonstattengehen sollte.

Obwohl ihre Großmutter nie ein Problem damit gehabt hatte, über den Tod zu sprechen, hatte sie keinerlei Wünsche geäußert oder Vorkehrungen getroffen. Das Einzige, worauf Marie sich mit Gewissheit berufen konnte, war ihre Vorliebe für warmen Apfelkuchen mit einer fein-säuerlichen Apfelsorte, den sie gern mit einer Prise Zimt in der Sahne aß.

Auch wenn es Marie, im Vergleich zur Tragweite der Entscheidungen, die den Rest der Beisetzung betrafen, etwas lächerlich erschien, hatte sie darauf bestanden, wenigstens den anschließenden Empfang zu organisieren. Marie war persönlich bei Frau Lehmann, der Inhaberin des Cafés, erschienen, um ihr vom Tod der Großmutter zu berichten. Wie erwartet, war auch diese zutiefst betroffen und vergoss ein paar Tränchen, derer sie sich nicht schämte, auch nicht, als sie das Gespräch kurz unterbrechen musste, um die Bestellung neu eingetreffener Gäste entgegenzunehmen.

Jeden Sonntagnachmittag hatte sich Anneliese mit ihren beiden Freundinnen Gertrud Biermann und Lotte Schwarz in ihrem Stammcafé getroffen, und das seit über 15 Jahren. Und so war es für Frau Lehmann eine Selbstverständlichkeit, für die Trauergemeinde eine Feier auszurichten, die ihrer Oma würdig war – inklusive Kuchen mit Äpfeln aus dem Alten Land, die Anneliese für unübertrefflich gehalten hatte. Schließlich war sie dort, vor den Toren Hamburgs, aufgewachsen und bis zuletzt jedes Frühjahr mit ihren Freundinnen mit der Fähre über die Elbe zur Apfelblüte gefahren.

Das war auch der Grund, warum sie dafür plädiert hatte,